Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 19

Artikel: Der letzte Grossvater. Teil 2
Autor: Diebold, Bernhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669441

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold 2

Copyright by Morgarten-Verlag Zürich

Er hat zwar nur noch selten mit dem lieben Gott zu tun, trotzdem er Gottlieb heisst. Das Kirchengehen überlässt er, ausser am Bettag und zum ersten Abendmahl, seiner strengen Frau, die's offenbar auch nötiger hat. Grossvater Weidmann streicht sich seinen dünn gewordenen weissen Imperial, der einmal ein kaiserliches Symbol gewesen war zu Napoleons Zeiten vor 1870. Weidmanns Generation bevorzugt diesen Bart als Zeichen einer einst revolutionären, doch nach und nach gut bürgerlich beruhigten Liberté, bei der man sich bei Gott nichts Kaiserliches dachte. Ein Backenbart à la Kaiser Wilhelm oder Franz Joseph — das hätte hiesigen Orts als wahrer Landesverrat gegolten. Aber bei des dritten Napoleons Gedächtnis bestätigte man ob irgendwelcher Schlagworte die eigene so ganz anders geartete Demokratie. Im Völkerbund trug man keine solchen Freiheitsbärte mehr, so viel dort von der Liberté die Rede war. Dort ging bisweilen halt auch Macht vor Recht wie bei den Imperialisten und den Diktatoren. Die Welt geht rückwärts — auch wenn sie noch so vorlaut immer «Vorwärts» schreit. «'s isch nümme 's glich», murmelt schon wieder Grossvater Weidmann. Er schaut nach oben in der Richtung einer heute besonders milden Julisonne, die zwar selber an seinem Platz im Gässchen zu dieser Zeit nicht sichtbar wird und nur den Kalkbewurf der Mauern mit einem goldigen Schein auf neu und schön färbt. Jetzt neigt der Alte leicht den Kopf nach vorne; er dämmert vor sich hin, im Halbschlaf, offenen Auges. Sieht aus wie ein Apostel oder ein Stündli-Pfarrer, der über seinen einzig richtigen Herrgott nachspintisiert. Träumt über die Zeit hinweg ... die moderne Zeit mit ihren vielen Sorgen ... die eusereis nicht mehr versteht ... 's isch nümme 's glich ... 's isch andersch als zu miner Zit ...

Es ist so still an diesem Samstagnachmittag um zwei da hinten im Steinernen Winkel, dass man die grosse Hummel brummen hört, die jetzt von Hämigs Beeten mit Auf und Ab zum Hause herzielt und von Fenster zu Fenster die Geranienstöcke kontrolliert und keine Blüte auslässt. Von Zuberbühlers Waschhaus drüben tönt kaum ein Geflüster. Die meisten Mädchen haben am Samstagnachmittag schon frei. Die Wäsche trocknet ja im Sommer ganz von selber. Niemand ist sichtbar. Alle Bewohner dieses Häuserhaufens scheinen ausgeflogen. Grossmutter Weidmann wäscht in der Küche an der Hinterfront das Geschirr vom Mittagessen ab. Man hört trotz ihrer sehr beweglichen Betätigung kein Klirren und kein Klappern.

Um Grossvater Weidmanns Kopf herum zieht jetzt die Hummel einen grossen Bogen, besucht in einer flinken Kurve den dunkeln Hausflur, surrt schleunigst wieder heraus und macht sich nun zum Erdgeschoss des Hauptgebäudes bei der Laterne im Winkel hin, da wo vor seinem Falztisch der zweiundsiebzigjährige Buchbinder Rüegg auf einem Stuhle liegend eingeschlafen ist, genau so wie sein Nachbar Weidmann. Die Sonne trifft durch das tiefgelegene Fenster nur die Pantoffeln seiner Füsse. Und während sich unter leisem Schnarchen sein Bauch auf und nieder bewegt, hebt sich und senkt sich auch ein darauf liegendes Buch, das ihm der Geschichtsprofessor Schnorf von der Kantonsschule heute früh zum Binden überbracht hat.

Denn Rüegg pflegt stets zu lesen, was er bindet. Auch bei schwierigeren Werken muss zum mindesten das Titelblatt, die Einleitung und die Kapiteltafel von ihm persönlich durchstudiert werden, damit er weiss, für welche Art von Geist er seine Kräfte anstrengt. Professor Schnorfs Buch behandelt mit einer speziellen Genauigkeit die Lohnfrage der schweizerischen Söldner beim König von Frankreich, beim Kaiser Max und beim Papst in alten Zeiten. Das war noch Heldentum beim Geldverdienen, anders als beim Buchbinden. Bevor er über der gar wissenschaftlichen Lektüre einschlief, bedachte Rüegg gerade noch, was die in einem etwas ironisch gemeinten Satz der Einleitung zitierte Phrase «Pas d'argent pas de Suisse» denn wohl bedeuten könne. Sein Französisch aus der Se-

kundarschule lag schon weit hinten im Gedächtnis. Da schlief er eben ein und vermehrte trotz seines Röchelschlafes noch die Stille im Steinernen Winkel.

Gerti in der Ahnenreihe

So kam's, dass weder Rüegg noch Grossvater Weidmann das gross und fest gewachsene dunkelblonde Fräulein sahen, das in einem hellblauen Rock und einer ärmellosen dünngestreiften Bluse jetzt vom Torweg her in die Winkelgasse marschierte. Ihr brauner rechter Arm schwang ein rotes Wachstuchköfferchen im kühnen Rhythmus ihres Schreitens, der aber sofort stockte, als sie des alten Weidmanns draussen auf der Bank ansichtig wurde. Unwillig verzog sie ihr bei aller guten Artung etwas trotziges Gesicht; sie presste den vollen Mund ein; und mit den blauen Augen rasch zu den Fenstern spähend, ob irgend jemand ihren Gang beachte, trippelte sie jetzt auf den Fussspitzen so leise wie nur möglich an dem Alten vorbei und ins Haus hinein. Auch hier im kühlen Dunkel des Treppenflurs vermied sie jegliches Geräusch, um nicht der fragesüchtigen Grossmutter Emma Weidmann zu begegnen, die, wie sie richtig annahm, zu dieser Zeit in der Küche hinten mit grosser Energie ihrer immer noch sehr kräftigen Arme das Geschirr abwusch. Sie wollte den Alten nicht Rede stehen, warum sie gestern nacht erst um halb eins nach Hause kam und heute schon wieder einmal nicht zum Mittagessen erschienen sei. Sie wollte überhaupt nichts reden, denn ihr Herz war voll von Entschlüssen, für die weder Grossvater noch Grossmutter Weidmann jemals das Verständnis aufbringen würden. Denn die waren halt zu alt.

Sie aber zählt einundzwanzig Jahre und ist Gertrud Weidmann, die Enkelin der Alten und die Tochter des Lokomotivführers Arnold Weidmann. Jetzt arbeitet sie als Stenotypistin im Verwaltungsbüro des Warenhauses Mondial. Bald ist sie vielleicht mehr als dieses. Denn ein junges und energisches Mädchen wie sie hat eine Zukunft vor sich. Sie will nicht immer und ewig nur die Trudi Weidmann bleiben. Sie wehrt sich sogar gegen den Anruf «Trudi», der im elterlichen Hause für sie gilt. Unter den jungen Leuten will sie Gerti genannt werden. Und wenn sie einem so guten Freunde wie etwa dem jungen Vuillemin gelegentlich etwas Schriftliches mitzuteilen hat, so schreibt sie das Schluss-i ihres Namens mit einem mondänen y.

Oh, Gerti war heute zu grossen Dingen entschlossen. Sie schlich an des Vaters zwei Zimmern im Erdgeschoss vorbei, stieg die Steintreppe hinauf und verschwand unhörbar in ihrer kleinen Kammer im ersten Stock. Noch einmal horchte sie nach der Küche hin. Dann schloss sie sachte die Türe. Ohne sich niederzulassen, bückte sie sich, zog ein grosses Case unter dem Bett hervor, öffnete die Wandschränke und packte Wäsche und Kleider sorgfältig ein, als ob es eine Reise gälte. Die Schuhe hatte sie ausgezogen, dass nicht der laute Klappertritt der hohen Absätze sie verrate bei ihrem heimlichen Tun — bei ihrer Flucht aus der Kindheit.

Allzulange hatte man Gertrud künstlich in eine Gehorsamszelle eingekapselt. Aber man ist heutzutage mit einundzwanzig Jahren halt in keiner Weise mehr ein Kind. Die Alten wollen das nicht gelten lassen. Sie fordern die Macht als späten Lohn für ihr eigenes Gehorchen in einer ehemals harten Mittelstandserziehung. «Wir haben ganz anders parieren müssen, zu miner Zit», sagt der Grossvater bei jeder pädagogischen Gelegenheit. Und die Grossmutter meinte, dass man womöglich sein ganzes Leben lang eine «Tochter» bleiben müsse. Konservative Geschäftsleute suchten für ihren Laden auch in der Zeitungsannonce am liebsten eine «Tochter». Das hiess nach vieler Jungen Auslegung ganz einfach, dass dann gehorcht werden müsse, als ob ein Prinzipal ganz wie ein Vater zu befehlen habe. Die Jugend soll in der freien Schweiz unter der Diktatur des Alters stehen. Das wäre ja noch schöner, murrte die neue Generation. Auch Gerti soll also nur als «Tochter» gelten, nicht als Mensch. Wie eine Nonne in der Zelle soll sie leben. Aber das will sie nicht und hat sie nicht mehr nötig. Denn die Welt steht offen.

Gerti sieht sich um in der Zelle. Die Kammer ist gemütlich, aber grau und sonnenlos. Auf den vergilbten Blumentapeten bilden die Stiche von der Tellskapelle und dem Rheinfall bei Schaffhausen den einzigen Prunk des Raumes. Die derben Strohstühle, die dicke Kommode und das knarrende alte Bett entsprechen nicht mehr den geringsten Ansprüchen eines modernen Fräuleins, das keine «Tochter» mehr sein will. Die blauen Augen Gertis werfen zwar keine bösen Blicke auf die Blumenwände, die sie in ihrer Kindheit einst freundlich umfriedet haben. Solange die Mutter lebte, war's ja wohl zu ertragen; und die Grosseltern hatten ihr damals nichts dareinzureden. Für ihre gute Mutter wollte sie immer von Herzen gerne eine

ganz richtige «Tochter» sein. Aber dann starb sie vor einem Jahr. Und von diesem Augenblick an fühlte sich Gerti endgültig weder als Kind noch als Tochter mehr — weder für den Vater, den man so selten sah, noch für die Alten, die man zu oft sah und viel zu nahe auf der Haut hatte.

Gerti hält einen Augenblick im Packen ein. Sie blickt auf die Photographie der Mutter selig an der Wand. Lange bringt sie ihre Augen nicht mehr von dem Bilde weg. Sie hat's schwer gehabt, die Mutter, ihr Leben lang; bis zu dem schrecklichen Tod vor einem Jahr. Sie schien zu fein, zu zart für dieses harte Leben unter Menschen, die wohl Gefühle hatten, aber sie um Gottes willen niemals zeigen wollten. Sie war eine geborene Petitpierre, eine Welsche aus einer kleinen Stadt im Jura, wo man französisch und deutsch so schlecht und recht nebeneinander sprach. Ihr Vater hatte als Dessinateur in einer Stickerei gearbeitet; und der kleinen Marie war er als ein grosser Künstler vorgekommen, wenn er die Ornamente nach Pariser Mustern zeichnete und die schön verschlungenen Monogramme für die Ausstattungswäsche malte. Man holte ihn ob seiner genauen Kunst an ein grösseres Unternehmen in St.Gallen. Hier nun war Gertis Mutter aufgewachsen. Hier lernte sie in einem Modehaus die feine Schneiderei. Hier lernte sie auch den Vater kennen: den breiten, graden und etwas trampligen Lokomotivführer Arnold Weidmann, der sie liebte, aber sie wahrhaftig nicht verzog. Marie hier, Marie da! hiess es in einem fort, wenn er müde nach dem Dienst zum Abendessen kam. Und die kleine zarte Marie bediente ihren starken Mann und Befehlshaber wie einen Pascha und schenkte ihm noch dazu zwei grosse und gesunde Kinder: Gerti, die des Vaters Kraft erbte, und den um ein Jahr jüngeren Otto, der ganz die Mutter war.

Der hatte nicht nur die dunklen glatten Haare und das Oval ihres feinen Kopfes geerbt, sondern auch die zarte und phantastische Seele, die Bilder vor sich sah, die es in Wirklichkeit nicht gibt und die man mit einem Stift auf ein Stückchen Papier hinträumen kann: schöne Zeichen und Blumen in sinnvoller Umdeutung der Linien, so wie sie Grossvater Petitpierre, der Dessinateur, gezeichnet hatte. So einer war Otto. Sein still sinnierendes und doch bisweilen leidenschaftlich ausbrechendes Wesen gefiel dem Vater keineswegs. Arnold hatte ihn zum Feinmechaniker bestimmt. Mit fünfzehn Jahren kam der Junge in eine Optikerwerkstatt; nach einem halben Jahr zu einem Lithographen, dessen Geschmack sich aber noch im Irrgarten der Ornamentik des Jugendstils umhertrieb. Da rückte Otto wieder aus und landete bei einem Graveur und Stempelschneider, bei dem er nun schon bald zwei Jahre mit wunderbarer Sicherheit die schönsten Lettern in Metall ritzte, oft gar in umgekehrter Spiegelschrift — das einzige, was seinem Vater an dieser ganzen Kunst Respekt abnötigte. Aber Arnold traute dem Frieden nicht. Zu Hause zeichnete Otto ganz andere Dinge als sie eine Gravieranstalt gebrauchen konnte, nämlich Bühnenbilder und Plakate. Auch trug der Otto einen breitrandigen Hut und ein rotseidenes Schmucktaschentuch. Das sah bereits nach Photograph oder gar nach Künstler aus. Noch schöner! dachte der Lokomotivführer. Der Junge besuchte keinen Stammtisch, keinen Turnverein und keinen Berufsverband — welch letzteres Arnold als eine besonders schwere Fahrlässigkeit vor den Bedingungen der Gegenwart und ihrer sozialen Verantwortung kritisierte. «Du hättest ein Mädchen werden sollen», warf ihm oft der Vater hin.

Dafür war Gerti sein eingefleischter Liebling. Doch sie selber war ihm längst nicht so zugetan wie seinerzeit der Mutter. Denn mochte sie ihn auch als Vater achten und recht gut leiden, so fand sie ihn als Ehemann ihrer zarten Mutter beschwerlich und tyrannisch. So eine Ehe wollte sie niemals eingehen. Zum blossen Gehorchen war sie selber viel zu sehr gerade ihres Vaters Tochter. Sie trug in weiblicher Verfeinerung sehr deutlich die Züge des real ins Leben blickenden Mannes, der wetterhart auf seiner Lokomotive werkte und immer wusste, woran er war — bis zu Mutters Tod.

Aber da war es auf einmal aus mit der grossartigen Festigkeit von Arnold Weidmann. Als ihm der alte deutsche Professor Kroner vor zwei Jahren in seinem Privatbüro unter vier Augen vertraulich die Hand auf die Schultern legte, das Gesicht mit der goldenen Brille und dem weissen Bart leise neigte und gütig und behutsam von der nahe drohenden Todesgefahr der Krebserkrankung sprach, da irrten Arnolds Augen bald zu Boden, bald zu den Brillengläsern des Professors, und er fragte fast im Tone eines Knaben: «Aber es ist goppel noch nicht sicher?» ... Doch als Marie dann immer seltener den Sessel und später das Bett verlassen konnte, von Tag zu Tag mehr verfiel und scheinbar in sich einging, so dass bald nur die übergrossen Augen dem gelblichen Gesicht noch Leben gaben, da wurde der schwere Mann auf einmal ganz leise und trampelte nicht mehr durch

die Wohnung mit dem Schritt eines vom Murtener Sieg heimkehrenden Kriegsknechts, der unwirsch nach der Suppe rief. Jetzt ging er sacht zum Bett der Mutter, legte ihre wächsern bleiche Hand lang in seine starke, rote Rechte, und sah sie gar nicht an, vor lauter Scham, dass man jetzt seine Liebe sehen könnte. Aber die Sterbende sah's doch, wie lieb er sie hatte, und fühlte auch seine grosse Angst und Trauer um sie und die Verlorenheit, die für ihn kommen würde. Denn sie wusste, dass der Fünfzigjährige halt immer noch ein grosser Bub war und einer guten, mütterlichen Frau bedurfte, die ihn ganz leise ohne Schimpfen und Mucken erzog und seine Grobheit durch Milde entwaffnete. Und während er mit dem Grossvater und noch viel mehr mit der Grossmutter immer in lautes Diskerrieren kam, weil er als ein «ausgewachsener Eisenbähnler» durchaus nicht mehr erzogen werden wolle, so ging's mit seiner kranken Marie nur gut und leise ab. Und befahl er ihr auch einmal gar zu heftig seinen Willen, oder schimpfte er den Otto mit brutalen Worten wegen einer schlechten Zeugnisnote aus, so konnte die Mutter den Tumult fast immer wieder auf das richtige Mass hinunterdämpfen. Sie diente, sie gab nach, sie glich aus. Sie hatte ein hartes Dasein und die Liebe wurde selten warm um sie. Bis dann am Krankenbett die Liebe ihres Mannes endlich sichtbar wurde: auf einem traurigen Seelenhintergrund erschien ein spätes Glück der Gewissheit, dass sich ihr arbeitsames Leben doch gelohnt und dass es mit Liebe bezahlt worden sei. Und die Kinder sahen zum erstenmal ihren so harten Vater weinen. Er sass zwei Nächte lang auf einem Stuhl vor der Toten. Kein Laut ging von ihm aus.

Doch nach dem Begräbnis wurde er überlaut, als wollte er die Trauer mit Gewalt aus seiner Seele scheuchen. Fing an, den Otto mehr als sonst mit Vorwürfen zu plagen; und raisonnierte unablässig mit den Grosseltern. Trank mehr als früher gar zu viele Schoppen, die für den Durst längst nicht mehr nötig waren. Blieb immer häufiger vom Essen weg. Kam oft die ganze Nacht nicht heim und erklärte sein Ausbleiben am nächsten Tag mit dem einzigen barsch ausgestossenen Worte: «Nachtdienst». Aber Gerti ahnte, dass es nicht der Dienst war, der solche Nächte in Beschlag nahm, sondern eine Frau. Denn man sah ihn gelegentlich im Restaurant «Excelsior» beim Hauptbahnhof mit immer der gleichen Person sitzen, einer ganz stattlichen Vierzigjährigen mit gelben Haaren. Man hatte es von Milli Rüegg erfahren, der Tochter des Buchbinders, die im «Excelsior» als Serviertochter diente.

So war für Gerti nach der Mutter Tod auch der Vater so halb und halb verlorengegangen. Und ihr Bruder Otto hatte mit Mutters Verlust auch die letzte Verteidigung vor dem patriarchalischen Gericht der Alten verloren. Wie sollte das nun werden mit dem Umsatteln? Denn das stand für ihn fest: als Graveur und Stempelschneider wollte er nicht sterben. Er verdiente sich wohl jetzt seinen kleinen Gehalt, um mit Müh' und Not selbständig davon leben zu können. Aber des Abends nahm er Kurse in der Volkshochschule und im Kunstgewerbemuseum. Plakatzeichner wollte er werden, Kunstgewerbler wie Grossvater Petitpierre. Diese Sehnsucht hatte die Mutter gut verstanden. Aber der Vater und die Alten fanden einen Beruf ohne feste Anstellung oder einen eigenen Laden geradezu nichtsnutzig und unsolid. Hä, Künstler! Da waren höchstens die Schauspieler noch unsolider, die man den Zeltweg hinunter zum Pfauentheater laufen sah. Dafür waren es aber auch fast alles nur Schwaben, und keine Schweizer. So dachte man nun eben bei den Weidmanns im Steinernen Winkel.

Eusereis und Europa

Sie meinten es wohl beide gut, sowohl der still verhaltene und bis zum Eigensinn auf seine Gewohnheit pochende Grossvater wie auch die bei ihren achtundsechzig Jahren noch immer handliche und mit cholerischer Kraft erfüllte Grossmutter, die den Haushalt mit nimmermüder Verve und einer leidenschaftlichen Putzerei in Glanz und Ordnung hielt. Auch hatte sie sich bei dem Verkauf der Gärtnerei an Hämig ein kleines Gemüsebeet und zwei Zwetschgenbäume dazu als unverkäuflich abgedungen. Denn mit der Erde und deren Wachstum wollte und musste sie so lange zu tun haben, bis sie selber einmal unter dem Boden lag. Sie hatte sich innerlich nicht zur Ruhe gesetzt wie der Grossvater, der nun keinen Griff mehr in die Erde tat, nachdem ihm der Boden nicht mehr ganz gehörte. Er hatte abgeschlossen mit Beruf und Werk. Er war Idylliker geworden, und las ausser der lebenslang gewohnten «Züri-Post» sogar gelegentlich in einem dicken Buch, das ihm von seinen Sangesbrüdern vom «Frohsinn» zum sechzigsten Geburtstag seinerzeit gewidmet worden war. Jahrelang hatte es ungeöffnet dagelegen. Jetzt aber nahm er es sich gründlich vor.

(Fortsetzung folgt)